

LITERATURBERICHT

Vertrauen zur (konkreten) Kirche

Zum 30. Todestag von Ida Friederike Görres (1901–1971)¹

Ihr „Brief an die Kirche“ wurde als Programmschrift der sich formierenden so genannten Linkskatholiken (miß-)verstanden. Im November 1946 in den „Frankfurter Heften“ veröffentlicht, verwahrte sich seine Verfasserin sofort gegen diese Zuordnung zum Kreis um Walter Dirks, Eugen Kogon, Friedrich Heer, Carl Amery, Gerd Hirschauer und Heinz Theo Risse (gelegentlich wird auch Heinrich Böll dazugezählt). So wie sie sich auch nicht von rechts vereinnahmen lassen wollte: Ida Friederike Görres – die streitbare „Kirchenfrau“, begnadete Autodidaktin, „Laien-Theologin“ und Schriftstellerin. Zeit ihres Lebens war ihr die Erneuerung der Kirche ein Anliegen, setzte sie der „Hermeneutik des Verdachts“ die „Hermeneutik des Vertrauens“ entgegen.

Am 2. Dezember 1901 geboren und am 15. Mai 1971, im Frankfurter Marienkrankenhaus verstorben, ist hier an sie zu erinnern, zumal ihre Veröffentlichungen auch in ZAM bzw. GuL regelmäßig (und zumeist zustimmend) besprochen wurden²; zwei Jahre vor ihrem Tod hat sich Görres in GuL auch selbst geäußert.³

Eine Konservative oder eine Progressive?

Ihr Leben verweigert sich dem Etikettendenken. Ida Friederike Görres, geborene Reichsgräfin Coudenhove-Kalergi (1901–1971), paßt nicht in Klischees: Weder hat sie solche bedient, noch wollte sie welche fördern. Aber sie werden ihr (immer noch) verpaßt: „Progressiv“ soll sie gewesen sein, zunächst, und dann plötzlich „eine Konservative“, die mit den Veränderungen im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht zurechtgekommen sei. Kein Zweifel: Angepaßt war sie nie, eigenwillig und unbequem immer, teils Mahnerin, teils Prophetin, „im Zweifelsfall bewahrend“ und doch stets klar vor Augen habend, daß Kirche immer „Kirche im Umbruch“ sein müsse. Eine „unzeitgemäß-zeitgemäße Kirchlichkeit“ (H.-B. Gerl-Falkovitz) begegnet in dieser engagierten Frau, die keine Feministin im heutigen Sinn war.

¹ A. Findl-Ludescher: *Stützen kann nur, was widersteht. Ida Friederike Görres – ihr Leben und ihre Kirchenschriften* (Salzburger Theologische Studien, Bd. 9). Innsbruck 1999.

² Vgl. dazu die beiden Registerbände der Jahrgänge 1–30: 1926–1957 (Würzburg o.J. [1960]) sowie 31–60: 1958–1987 (Würzburg 1989).

³ Vgl. *Frage eines Laien zur theologischen Dimension über das priesterliche Amt. Aus einem Briefwechsel zwischen Ida Friederike Görres und Joseph Ratzinger*, in: GuL 42 (1969) 220–224. – Görres‘ Brief ist eine Reaktion auf den Artikel von J. Ratzinger, *Zur Frage nach dem Sinn des priesterlichen Dienstes* (GuL 41 [1968] 347–376).

Es ist still geworden um sie. Ihr Einfluß auf das moderne Kirchenbild wird in der kirchlichen Öffentlichkeit kaum mehr wahrgenommen, beklagt der Klappentext – nicht zu Unrecht. Der dritten Auflage des „Lexikon für Theologie und Kirche“ (1995) ist sie gerade einmal einen Zehnzeiler (plus 14 Zeilen Literaturangaben) wert.⁴ Die Studie von Anna Findl-Ludescher könnte dem seltsamen Vergessen entgegenwirken, zumal sich die Innsbrucker Theologin mit ihrer verständlichen Sprache und durch den Mut zur Konzentration auf einen bestimmten Aspekt ein Beispiel an Ida Görres genommen hat.

Heimat im Böhmerwald

Die kleine Adelige Ida Coudenhove wächst als sechstes von sieben Kindern auf Schloß Ronsperg in Böhmen auf, behütet und elitär – ohne es zu wissen. Bedienstete sind für sie „einfach da“. Der Böhmerwald bleibt lebenslang ihr Paradies. Ihr Vater, Heinrich Reichsgraf von Coudenhove-Kalergi (1856–1906), quittiert 1896 den diplomatischen Dienst, der ihn nach Athen, Rio de Janeiro, Konstantinopel, Buenos Aires und schließlich nach Tokio geführt hat, wo der 33-Jährige die 18-jährige Mitsuko Aoyama heiratet. Seit 1896 widmet sich der polyglotte Geistesmensch ganz der Verwaltung seiner heruntergekommenen Güter. Seine geistigen Interessen vernachlässigt er deswegen nicht. Mit 42 wird er in Prag mit einer Studie über den Antisemitismus promoviert. Sein unerwarteter Tod im Alter von 50 Jahren bringt einschneidende Veränderungen für die Familie mit sich.

Die Mutter, deren Entscheidung, einen Europäer zu heiraten, sie in Japan zur Kultfigur macht und deren Leben später verfilmt wird, lebt in Ronsperg zehn Jahre lang neben ihrem Mann „das Leben eines Schulmädchen“. Das ändert sich durch den Tod ihres Gatten, der sie zur Universalerin bestellt und zum Vormund der sieben Kinder eingesetzt hat, was die Familie des Verstorbenen (erfolglos) anfechtet. Bis zur Volljährigkeit des jüngsten Sohnes (1925) übernimmt sie die Verwaltung des Vermögens und managt das Familienleben. Dann zieht sie sich bis zu ihrem Lebensende nach Mödling bei Wien zurück, umgeben von ihrer Tochter Olga, die in fernöstlicher Pietät bis zu ihrem Tod an ihrer Seite bleibt. Das Todesdatum ist ungewiß. Weder Richard Coudenhove-Kalergi, der Begründer der „Pan-Europa-Bewegung“, noch Ida Görres erwähnen in ihren Erinnerungen das Sterben der Mutter.

Die älteren drei Brüder (Hans, Richard, Gerolf) entwickeln sich in Wien zu großen Freidenkern und spotten über die drei Schwestern und den jüngsten Bruder Erie: „Ihr kommt in den Himmel zu lauter Schafen! Wir kommen in die Hölle – zu lauter gescheiteten Leuten: Nietzsche und Schopenhauer, Darwin und Zola!“

⁴ LThK³ IV, 842 (S. Schmidt).

In der Jugendbewegung: „Bruder Ida“

Mit elf Jahren kommt sie ins Internat, zuerst in Preßbaum (*Sacré-Cœur*), dann in Sankt Pölten (Mary-Ward-Schule), wo „das religiöse Erwachen“ einsetzt. Was zwischen 1918/23 war, bleibt unklar: Schloß Ronsperg, Abitur (?), Universität Wien. 1923/25 ist sie im Noviziat der Mary-Ward-Schwestern anzutreffen, eine Überraschung für alle Gefährtinnen und Gefährten aus dem „Bund Neuland“, in dem sie stark engagiert ist. Sie verläßt den Orden wieder auf eigenen Wunsch. Zwei Jahre lang betreibt sie ein Modestudium in Wien: Staatswissenschaften. Ihre Hauptarbeit gilt jedoch dem „Bund Neuland“, dem österreichischen Pendant zum „Quickborn“. Das Hin- und Hergerissensein empfindet sie auf Dauer als unzufriedenstellend. Sie wechselt 1927 nach Freiburg im Breisgau und erhält an der „Sozialen Frauenschule“ eine berufsbezogene Ausbildung.

Anschließend studiert sie dort noch zwei Jahre an der Universität: Lehrveranstaltungen aus Geschichte, Kirchengeschichte und Theologie. Sie fällt als intelligente Hörerin (u. a. Martin Heidegger) auf. Während dieser Zeit legt sie zwei Gelübde ab: sich in den Dienst der Kirche zu stellen und ehelos zu bleiben.

Durch die Kontakte zwischen Quickborndern und Neuländern lernt sie Romano Guardini („ein Eiszapfen“) kennen und besucht Jugendtagungen auf Burg Rothenfels. Fasziniert von „der männlichen Lebensart“, einem Charakteristikum dieser Zeit, überrascht es nicht, wenn sie sich durch die Anrede eines alten Franziskaners geschmeichelt fühlt: „Bruder Ida“. Im Rückblick sieht sie das anders: „Damals goutierte ich ähnliche Komplimente sehr; erst erstaunlich spät habe ich begriffen, was für *elementare Mängel* sie anzeigen!“

1931 übersiedelt Ida Coudenhove-Kalergi für vier Jahre als Seelsorgehelferin ins Bistum Meißen im Osten Deutschlands. Schriftstellerisch wird sie äußerst produktiv. Sie befaßt sich mit Heiligen, gelangt von ihnen zu Überlegungen einer christlichen Lebensform für ihre Zeit. Ihren Heiligenbiographien attestiert Walter Nigg später, in ihnen sei „der Durchbruch zur neuen Hagiographie“ gelungen, weg von „süßlichen Klischees“ und einer „abgeschmackten Entmythologisierung“.

Innere Emigration

1935 heiratet sie, nachdem sie vom Bischof die Dispens von ihrem Privatgelübde erbeten hat, den vier Jahre jüngeren Berliner Fabrikdirektor Carl-Josef Görres. Nach der Zeremonie geht man frühstückt: ins Leipziger Oratorium. Die Ehe bleibt kinderlos. Beide Partner üben ihre Berufe aus, in Chemnitz zunächst, dann in Berlin. Denn als im Frühjahr 1936 die Schwiegereltern sterben, wird Carl-Josef zum Vormund seines Bruders Albert Görres bestellt. Er wird Idas „Ersatzsohn“. Die nächste Station ist Leipzig, wo sie etliche Quickborner im Oratorium des Philipp Neri antrifft.

Bei Kriegsbeginn übersiedelt das Ehepaar nach Stuttgart. Carl-Josef ist „uk“ (unabkömmlig) gestellt. Ida arbeitet schriftstellerisch, hält Vorträge in Pfarreien und Bildungswerken. Über Politik und den Krieg äußert sie sich (fast) gar nicht. Findl-Lu-

descher meint, sie sei – wie schon als Kind – innerlich emigriert, diesmal in die Welt der Literatur, der Theologie und der Heiligen. Ein Ausnahme bildet ihr regimekritisches, aber unveröffentlichtes „Gebet für Deutschland“ (1944). Seit August 1943 allerdings bieten die Görres einer verwitweten Jüdin Unterschlupf, die 1944 allerdings von der Gestapo abgeholt und nach Theresienstadt deportiert wird.

In dieser Zeit entstehen bedeutsame Freundschaften: zu Hermann Breucha, dem Stadtpfarrer von Stuttgart-Degerloch, zu Alfons Rosenberg oder zur Konvertitin Brigitta zu Münster. Ida Görres ist ein „freundschaftsbegabter“ Mensch. Und neugierig, ja wißbegierig, wie spätere Briefkontakte zu Hugo und Karl Rahner SJ, Hans Urs von Balthasar, Joseph Ratzinger, Hermann M. Stenger CSsR, Kontakte mit Karl Rudolf oder Michael Pfleigler zeigen. Mitten im Krieg, 1943, erscheint ihr 500-Seiten-Buch über Therese von Lisieux „Das verborgene Antlitz“, das sieben Auflagen erleben wird und im Jahr 1957 überarbeitet und unter anderem Titel („Das Senfkorn von Lisieux“) noch einmal herauskommt.

Ein „Brief an die Kirche“

Zwiespältige Berühmtheit erlangt sie mit ihrem „Brief an die Kirche“. Innerkirchliche Kritik war 1946 noch ein Fremdwort. Für manche fast Blasphemie. Ida Görres beklagt in ihrem fiktiven Schreiben an einen nichtkatholischen Akademiker verschiedene Mißstände im Klerus: Zölibat, bürgerlicher Lebensstil, theologisches Niveau. An ihrer grundsätzlichen Wertschätzung Priestern gegenüber lässt sie zwar keinen Zweifel. Doch das wird ebenso wenig gesehen wie eine achtseitige, veritable Hymne an die Kirche, mit welcher der „Brief“ endet.

Die Männer in der Kirche schießen sich auf sie ein. Der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber, kein Mann der feinen Worte, reagiert im Dezember 1946 mit einem Antwortbrief, in welchem er die Priester verteidigt („Woher wissen Sie, daß es so wenig fromme Priester gibt?“), die in der NS-Zeit so viel gelitten hätten. Immer häufiger zwängen Laien Priester zu Neuerungen liturgischer und anderer Art. Sogar Papst Pius XII. nimmt in einer öffentlichen Audienz auf „diese Stimme nördlich der Alpen“ Bezug. All das kostet Ida Görres Sympathien: Die „linken Frommen“ sind enttäuscht, weil die Auseinandersetzung nicht zu einer wirklichen Debatte um den Zustand der Kirche führt. Die eher traditionell eingestellten Katholiken bezichtigen sie der Nestbeschmutzung.

Wenn Hungersnot ist: Kartoffeln statt Orchideen

Ungebrochen hält sie Vorträge bei Pfarrer Breucha, in Bonn, in München und in anderen deutschen Städten, sie spricht im Rundfunk, leitet Werkwochen im Sonnenhaus Beuron und gibt Konvertitenunterricht. Daß sie dabei oft sehr einfach sprechen muß, schmerzt sie. Doch dahinter steht eine Grundentscheidung: „Wenn Hungersnot ist, haben die Menschen mehr von Kartoffeln als von Orchideen, trotzdem man sich freut,

wenn es trotzdem noch ein paar Leute gibt, die Orchideen züchten.“ Es war der innere Konflikt zwischen Arbeit an der Basis und dem Kreis der Orchideenzüchter, wie sie Intellektuelle nannte. Und das war keineswegs polemisch gemeint, auch wenn man sie gelegentlich spüren ließ, daß sie keine akademische Theologin war. Sie schreibt einfach und verständlich. Findl-Ludescher hält das nicht für Zufall: „Es war ihr bewußt, daß sie damit nicht den Anforderungen einer akademisch-wissenschaftlichen Theologie entsprach, aber angesichts der ‚Hungersnot‘ der Menschen hatte sie sich dafür entschieden, ‚Kartoffeln anzubauen statt Orchideen zu züchten‘.“

Anfang 1950 erkrankt Ida Görres schwer: Arthritis und Gehirnspasmen. Jahrelang ist sie bettlägerig. Eine Folge der Auseinandersetzungen um ihren „Brief“? Erst ab 1963 bezeichnet sie sich selbst als nicht mehr krank.

Wahrheiten der ersten und der zweiten Lebenshälfte

In den fünfziger Jahren ist sie „erneuerungswillig und zugleich leidenschaftlich der Tradition verpflichtet“. Unter den sich verschärfenden Gegensätzen – theologisch mehr konservativ ausgerichteten, ausgesprochen marianisch orientierten Katholiken und Katholiken, die aus den Bewegungen der zwanziger und dreißiger Jahre lebten (Liturgische Bewegung, Bibel- und ökumenische Bewegung) – ist sie den erneuerungswilligen Katholiken zuzuordnen. Nicht aber den „Linkskatholiken“. „Schrumpftheologie“ und „Schrumpfpädagogik“ sind zwei ihrer Stichworte zur Signatur der Zeit. Ida Görres „denkt quer zu gängigen Mustern und verfolgt ihre eigene theologische und kirchenpolitische Spur“. Ihre Krankheit führt sie zur Einsicht, daß es „Wahrheiten der ersten und zweiten Lebenshälfte“ gibt. Lebenszeitliche bzw. biographische Wahrheiten durchziehen ihr Werk.

1959 übersiedelt das Ehepaar Görres nach Freiburg, ins St.-Vinzentius-Haus, in dem auch Luise Rahner wohnt, die Mutter der beiden bekannten Jesuiten.

Im November 1970 erhält sie den Ruf der Deutschen Bischofskonferenz, an der Würzburger Synode (1971/75) mitzuarbeiten. In den Kommissionen ist sie „mehr bestürzt als angenehm überrascht“: „Kassandra-Tuten ... gegen eine unaufhaltsame Dampfwalze“ sei nötig. Manches Vorpreschen von Frauen erscheint ihr als „unproportional“. Die Synodalrin erlebt militante Konflikte. Sie fühlt sich isoliert, erschreckt vor den Forderungen der „Progressisten“. Im Anschluß an eine Debatte zu ihrem Statement zur Sonntagsheiligung erleidet Ida Görres am 14. Mai 1971 Gehirnspasmen, an deren Folgen sie tags darauf stirbt. Im Dezember desselben Jahres wäre sie siebzig geworden. Der Tag des Zusammenbruchs, der 14. Mai, ist der Todestag ihres Vaters (1906). Findl-Ludescher sieht in diesem „Zufall“ eine Art „Heimkehr zu ihrem Vater“, aber auch zu ihrer Mutter, zu der sie immer auf Distanz gelebt hatte, auch wenn sie sich zeitlebens gewünscht hatte, als Tote nach der Art ihrer japanischen Mutter gekleidet und begraben zu werden. Beim Begräbnis ist der Erzbischof von Freiburg, Hermann Schäufele, anwesend, im Freiburger Münster spricht Professor J. Ratzinger, auf dem Friedhof W. Nigg, zahlreiche Nachrufe und Würdigungen unterstreichen ihre unterirdische Breitenwirkung.

Instinkt versus Intellekt?

Drei wichtige Bücher erscheinen postum: ein Sammelband mit dem bezeichnenden Titel „Im Winter wächst das Brot“ (1970), ein Buch über Pierre Teilhard de Chardin SJ („Sohn der Erde“) und als Ernte ihrer Lebensarbeit „Weltfrömmigkeit“ – ihr Lebensthema.

Ida Görres war „Laien-Theologin“: eine nicht „mit akademischem Titel besiegelte theologische Fachfrau“, jedoch „mit profunden theologischen Kenntnissen“ ausgestattet. Anstatt wissenschaftlich-systematischen Ansprüchen zu genügen, geht es ihr um das, was für die jeweilige Lebenssituation relevant ist. „Lebensrelevant“ und „lebensnah“ sind sowohl Inhalt wie Sprache ihrer Arbeit. Ida Görres „spricht“, wenn sie schreibt. Ihr Instinkt ist ihr der verlässlichere Ratgeber als der Intellekt. Ähnlich wie der Begründer der Zeitschrift für Kontroverstheologie „Catholica“ (1932), der Kölner Stadtpräfekt Robert Grosche (1888–1967)⁵, könnte sie eine „Instinkt-Theologin“ genannt werden. Manches wisst sie nur „per Nase“⁶, schreibt sie J. Ratzinger einmal.

Ihre Kirchenschriften sind größtenteils literarische Skizzen, keine Traktate. Ida Görres wählt zumeist die Form eines Briefs oder eines Gespächts. Es kommt ihr auf den gelebten Glauben im Alltag an, auf eine zeitgemäße Laienspiritualität. Drei zentrale Kirchenbilder hat Findl-Ludescher aufgespürt und feinsinnig analysiert: bis 1950 ausschließlich „Kirche als Leib Christi“; dann „Kirche als Frau“, ähnlich wie Hugo Rahner SJ oder Henri de Lubac SJ; und schließlich „Kirche als Stadt im Umbau“. Es ist eine kontextuelle Theologie, die lebensgeschichtliche Verbindungen sucht.

Ihre lange Krankheit hat Ida Görres viel über Reifungsphasen in der Kirche nachdenken lassen, über „Abbruch“ und „Denkmalschutz“. Als leidenschaftliche Historikerin wollte sie Lebendiges aus der Tradition nutzbar machen fürs Heute. Ihr Engagement für die Kirche unterlag nicht den Launen des Alltags. Eine en-passant-Interessierte war sie nicht. Bücher, die zwar „alle Kriterien der Wissenschaftlichkeit erfüllen, jedoch zur existentiellen Bedeutungslosigkeit neigen“, hielt sie für überflüssig.

Die Kirche war ihr Heimat geworden. Und immer wieder auch fremd geblieben. Lebenslang selbst auf der Suche nach Heimat, nach dem verlorenen Paradies (des Böhmerwalds), schätzte sie Rituale und Feiern bzw. deren Symbolträchtigkeit und vermißte sie nach dem Konzil schmerzlich. Für ihre Kirche hat sie gelebt, für sie hat sie gearbeitet. Sie hat an ihr gelitten und sich an ihr erfreut.

Das Jahr ihres 30. Todesstages ist zugleich das ihres 100. Geburtstags. Vielleicht wird die angezeigte Studie – ein gelungenes Beispiel, daß theologische Doktorarbeiten auch lesbar sind – als Einladung verstanden, sich wieder auf diese faszinierende und unterschätzte Frau einzulassen? Ihre Wiederentdeckung lohnt.

Andreas R. Batlogg, München

⁵ Vgl. R. Goritzka, *Der Seelsorger Robert Grosche (1888–1967). Dialogische Pastoral zwischen Erstem Weltkrieg und Zweitem Vatikanischen Konzil*. Würzburg 1999.

⁶ Zitiert nach *Fragen eines Laien zur theologischen Dimension über das priesterliche Amt* (Anm. 3), 220.